

Stumm: Klagen.

Frau Ritich als standhafte Dulderin. — Wie sie auf dem Lande Gesundheit gepostet und die Zeit vertrauert hat. — Der Baron, der Wiener und der Apotheker.

Brooklyn, September, also das Herbstausklingen vor der Thüre und dabei ein neues Mädchen, wo Alles gesagt werden muß und langsam ist, daß man es lieber selber thut, Herr Doktor, sagen Sie, würde es nicht manche andere Frau zur Verzweiflung bringen und dazu einen Mann, wo Alles gleich ist, unwo es nicht anerkennt, aber daß ich komplänen thäte, Herr Doktor, nein, lieber thäte ich mir die Junge abbeihen, denn eine richtige Frau, wenn sie mal so illiriet wird und noch so viel zu fländen hat, eine Klage wird nie über ihre Lippen kommen, denn sie ist zu stolz dazu und dieses ist der Fall bei Mir, Herr Doktor, denn mein Stolz ist Alles, wo ich stolz darauf bin, deswegen kompläne ich mit keiner Stibe, sondern trage es stillschweigend, aber es wird ihn schon noch die Strafe treffen, für alle seine Schlechtigkeiten, wo er mir jeden Tag antut, denn ich weiß Alles ganz genau und seinen Lügen glaube ich nicht mehr. 1903.

Herr Doktor, habier. Wie gesagt, Herr Doktor, von mir wird es nie Jemand erfahren und die Welt kann glauben, ich wäre die glücklichste Frau von der Welt, denn Niemand hat eine Ahnung von seiner Schlechtigkeit und sogar, daß sie, diese Person, nämlich dem Ichalli seine Schwägerin, wo er auf den Metrhogorund damit gewesen ist, während seine arme Frau auf den Landaufenthalt die Zeit vertrauert hat, daß diese Person die Freiheit gehabt hat, mich zu grüßen, auch das habe ich stillschweigend und dulden gepostet und das Strafgericht lasse ich zu den Himmel. Wenn diese Person wenigstens hübsch wäre, dann wollte ich noch nichts sagen und schließlich, Herr Doktor, wann ich auch nicht eitel bin, ich denke man kann sich immer noch feen lassen und der Baron in den Sommeraufenthalt, wo mich für eine Witwerin gehalten hat, was kein Wunder ist, wenn sich nie ein Mann sehen läßt, der hat es nicht glauben wollen, wie ich gesagt habe, ich wäre nicht mehr sehr weit von die Biergig (ob mit vor oder dahinter die Biergig habe ich ja nicht gesagt, denn eine Klage würde ich nicht sagen, aber man kann sich versprechen ein Biergig statt Hühnigig haben, das ist eine Sünde) und der Mann, wo den Drogtore hat und wo die anderen Läden für Hon gesagt ha en, Ich wäre eine idorste Läden (das ist sehr in die Fäden) hat das gesagt, ich wäre die schönste Frau in den County.

Natürlich, die Mißes Meyer, meine beste Freundin, wo auch eine böshafte niederrichtige Person ist, hat es ausgeprengt, der Baronet war hofloorwaler in einem Drygoodgeschäft am Broadway in Brooklyn und hätte nur bloß Täffy gegeben, weil er seif an der Raub gewesen wäre und der Drogtoremann hätte eine Morggig, wo das werd und deswegen hätte er Absichten auf mich oder mein Geld gehabt, aber dieses sind Verleumdungen, dann man kann es doch einen Mann am Auge ablesen, wann er aufrichtig ist. Und bei die Picnic und Dänung Parties, wo wir gehabt haben, da haben die Herren alle mit mir gekannt und der Drogtore, wo sehr geschickt ist, hat gesagt, ich tanze wie eine Schfliege und zwei grüne Herren, wo erst aus Deutschland gekommen waren, haben mich „Gnädige Frau“ genannt und der Eine davon, wo aus Wien war, war kräftig darauf, meine Hand zu küssen, aber Alles in Ehren.

Also, Herr Doktor, man ist noch nicht die Frau, Gott sei Dank, wo man vernachlässigen sollte. Aber wenn man doch wegen die Gesundheit von die Kinder seine Zeit in dem Land vertrauert (meine Dreffes sind von Alle bewundert worden und ich habe in dem Weetly als „The Queen of fänzy Dreffes“ gestanden), und man kommt zurück und findet aus, wie der Mann es getrieben hat, so denke ich, gehört ein Hroisim dazu, es zu tragen mitaus ein Wort von Komplän, wie ich es thue.

Dies ist Alles, Herr Doktor. Es ist kein Zubis, zu versuchen, ein Wort der Anklage gegen ihn heraus zu kriegen. Aber wenn ich denke, wie poliet der Baronet war und der Wiener, wo alle Walfes gewiffelt und die Hand geküßt hat, und der Drogtoremann, und dann — aber kein Wort mehr!

Ihre treuliche Mißes Joha Ritich.

Es ist mir in meiner Jugend von einer Zigennerfrau propheetet worden, ich thäte noch einmal ein Coronet oder eine Crown tragen. Die Baroneis haben doch Crownis in die Taschentücher, haben Sie nicht?

Misses J. A. Wenn der Mister Ritich mit den Automobil kaufen thäte, würde ich soeben gut werden und diesmal noch Alles dergelien. Sonst nicht.

Misses A.

Man ist nicht immer in guter Gesellschaft, wenn man in der guten Gesellschaft ist.

Die Zeitungs-Ente.

Für eine durch eine Zeitung verbreitete, durch eine Reihe von Blättern gleichsam fortgeschwimmende und in der Presse anderer Gegenden und Länder wieder auftauchende unrichtige Nachricht oder offenbar unzutreffende Erzählung gebraucht man seit langer Zeit allgemein den Ausdruck „Ente“. Der gewandte, behende Vogel hat den Ruf der Uigenhaftigkeit seit Jahrhunderten durch sein unaufhörliches Geschwatter und Gerede sich zugezogen; man gebraucht seinen Namen, will man nicht derb sein, anstatt des Wortes Lüge, und milderte auch dieses noch seit dem 16. Jahrhundert durch den Zusatz „blau“, gleich unbestimmt, fabelhaft, denn wir in Verbindung mit „Dunst“ in gleicher Bedeutung noch heute finden. Daß auch den Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die bei den wenigen Zufuhrquellen meistens an Stoffmangel litten, häufig eine Ente zuschwamm, die, da sie einer näheren Prüfung nicht unterworfen worden war, eine Woche später als „blau“ sich erwieis, kann nicht Wunder nehmen, das Publikum war an solche Sachen schließlich gewöhnt und lachte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war der Vogel selbst der Held mancher Erzählung, und seit dieser Zeit ist die „Zeitungsente“ eine besondere Art. Wir erinnern nur an die bekannte Münchhausfabrik, die fast gleichzeitig (zwischen 1775 und 1785) auch in Frankreich als „Canard“, nur in einer etwas abweichenden, berberen Wiedererzählung das Publikum ergötzte. Die Bezeichnung hat sich bis heute in Frankreich erhalten. Das höchste Stück aber lieferte der Brüsseler Schriftsteller Norbert Cornelissen, der die unerschöpfliche Dreistigkeit, mit welcher erfundene Nachrichten über die Operationen und Schlachten Napoleons I. in den Zeitungen wiedergegeben wurden, in derbem Humor geißelte. Er brachte im Feuilleton folgende Erzählung: „Um die Gefährlichkeit der Enten festzustellen, wurde folgendes Experiment gemacht: man nahm von 20 derselben eine und zerhaute sie in kleine Stücke, welche man den übrigen Enten zum Futter gab. Dies wurde vorgelegt, bis nur noch eine Ente war, die dann gut gemalt zur Tafel kam.“ Die Erzählung, die gegen die langen Kriegsberichte einmal eine Abwechslung bot, wurde zu jener Zeit von fast allen Zeitungen wiedergegeben. In Europa fast vergessen, tauchte sie vor 20 Jahren in Amerika auf; um sie glaubhafter zu machen, wurde die Geschichte von Augenzeugen bestätigt und mit einem beglaubigten Sektions-Atteste ausgemüht. So schwamm sie denn eine Zeit lang im Auslande auf dem Zeitungsraffer. — Den Ausdruck „aufgewärmte Enten“ für Nachrichten, die schon bei früherem Umlaufe als grundlos sich erwiesen hatten, hat unsers Wissens zuerst die „Breslauer Zeitung“ (1864, Nr. 15) gebraucht. Eine nicht übele Aeußerung des Abgeordneten Stöder möge noch erwähnt sein, die er in einer Sitzung im September 1885 that: „In den letzten Tagen ist in der ... Presse eine Ente aufgeflogen, die man ... beinahe eine Gans nennen könnte.“ Bei der Lebensfähigkeit des Entengescheits wird auch an ein Aussterben der „Zeitungs-Enten“ vorerst wohl nicht zu denken sein.

Eine bessere Gese.

von den Rekruten-Vorstellungen wird in Offizierkreisen jetzt besprochen. Bei der Vorstellung der Rekruten der Leibkompanie des 1. Garde-Regiments in Potsdam richtete der Kaiser an mehrere Rekruten verschiedene Fragen. So erkundigte er sich bei einem über die Pflichten des Wachtpostens und fragte u. A.: „Was thun Sie, wenn Sie auf Posten stehen und es verdammen sich in Ihrer unmittelbaren Nähe viele Menschen?“ „Ich fordere sie auf, auseinanderzugehen, Eure Majestät!“ „Gut“, meinte der Kaiser. „Es bleibt ein Mann jedoch stehen; was thun Sie dann?“ „Mit militärischer Kürze antwortete der Rekrut: „Belästigen Sie mich nicht! Eure Majestät!“ — womit er die Antwort meinte, die er in dem betreffenden Falle erteilen wollte. Der Kaiser lachte herzlich auf und sagte dem jungen Waterlandsoberthaidiger: „Nun ja, ich gehe ja schon; ich werde Sie nicht weiter belästigen!“ Sprach's und wandte sich lächelnd einem anderen Rekruten zu.

Das passende Gint.

„Angellager, Sie sind bis jetzt unbestraft. Wie wurden Sie denn in die Schlägerei verwickelt?“ „Das weiß ich selber nicht, Herr Richter. Ich kam, sah und triegle!“

Bedürftig.

Diener: „Draußen steht ein fremder Mann, der sehr bedürftig zu sein scheint.“

Hausherr: „Was braucht er denn?“

Diener: „Unbedingt ein Bad, aber er fragt um etwas zu essen.“

In fiderer Gesellschaft.

Herr: „Jetzt will ich Ihnen noch einen Mitofsch-Wig erzählen.“

Dame: „Ach, hören Sie schon auf mit Ihrem Mitofsch, Sie sind ja das reine Mitofschtop!“

Von der Schmirre.

„Nanu, Bassinsh, Sie lassen heute die Wurfspelle stezen? Das ist doch sonst nicht Ihre Manier. Haben am Ende gar ein Benefiz in Aussicht?“

Erinnerungen eines deutschen Kämpfers im Burenkriege.

Gelegentlich des Ablebens des Oberleutnants Schiel wird Nachstehendes wieder von Interesse sein. Adolf Schiel, der Mitte der 70er Jahre als Einjähriger im Braunschweigischen Regiment diente, hatte sich bei den Kaffern der verschiedenen Stämme Zulu, Swasi, Matabele und Matatse durch seine zivilantliche Thätigkeit und später in den sechs Kafferkriegen einen großen Namen gemacht durch seine unbeugsame Strenge und Gerechtigkeit. Noch während des englischen Krieges wurden Buren-Patrouillen, die an der Swasifranze ritten, von dort angetroffen, durch den Krieg geschädigten Kaffern mehrfach gefragt, ob der große weiße Chef noch gegen die Engländer fochte. Die Bejahung dieser Frage hat mehrere Buren vor Angriff geschickt. Schiel war einer der ersten Afrkaner, der die Nothwendigkeit einsah, in den häufigen Grenztrügen gegen Kaffernstämme statt des jedesmaligen Aufgebotes großer Burenmassen eine kleinere, aber ständige mobile Truppe zu errichten, ausgerüstet mit Schnellfeuergewehren und Maschinen-Geschützen. Seiner Initiative hauptsächlich ist es zu verdanken, daß die Buren die Marins einführten, den unheimlich schnelles Feuer im Positions-Kriege anfänglich die in ungeschickten Formationen anrennenden Engländer ähnlich demoralisirt hat, wie die dichten Jorden des Swasigebirges Kaffern. Die Gewandtheit in der Arierfassung sowie in der gedachten Aufstellung ihrer Geschütze verdankt die junge Buren-Artillerie ihrer Uebung in den Grenztrügen sowie den durch Schiels Anregung herbeigeführten deutschen Instruktoren. Von diesen traten besonders hervor v. Wichmann und Grothaus. Diese beiden Offiziere haben den ganzen Krieg mitgemacht und verfügten bis zuletzt über die Geschütze des tapferen Generals Christian Botha, früheren Kommandanten der heldenmüthigen Swasilanpolizei, einer berittenen Polizeitruppe von höchstem Gefechts-Werth. Schiel und sein Helfer, der brave Hauptmann Lorenz (der durch den Sturm auf Labysmith und das str ihn und die Deutschen besonders rühmliche Gefecht von Thabanku und Zukatop bekannt ist), haben sich auch um die Befestigung Pretorias und das Zwingfort von Johannesburg verdient gemacht. Bezeichnend für die fleißliche Eifer der Buren gegen die Umländer-Offiziere und besonders gegen den Organisationschef Schiel ist, daß sie letztern zum Oberleutnant, den Kommandeur der Transvaal-Artillerie, Richard, aber zum Obersten machten. Letzterer war ein Vollblut-Bur ohne jede artistische Vorbildung, der Sohn eines Regiments-Mitglieds.

Es sei hierbe erwähnt, daß die Buren sich anfänglich gegen ausländische Offiziere sehr unfreundlich zeigten, erst später, als mit der Uebergabe Johannesburgs sich ein Theil ihrer eigenen Offiziere ergab, vertrauten sie fremden Berufsoffizieren ihre Geschütze an. Von Buren-Offizieren der Artillerie zeichneten sich besonders aus Major Wolmarans, Kapitän Pretorius und Leutnant Dutoit, von der Festungs-Artillerie Leutnant Luinsmann. Dagegen hat sich der von Schiel bereits in einem Kafferkriege der Feigheit beschuldigte Major Erasmus ebenso feige bewiesen, wie sein Ober General Erasmus, der neben Lutos Meyer bei Dundee, noch vorher Rod und Schiel bei Glanblaatge unterstügte. In letzterer Schlacht fiel neben dem verwundeten Schiel auch sein tapferer, beliebter Adjutant Kapitän Graf Haru Juppelin. Da Schiel in Gefangenschaft gerieth, konnte er seinen großen Plan nicht ausführen, der dahin ging, alle Deutschen zu sammeln und mit ihnen kühnere Unternehmen auszuführen, als in dem damaligen Geiste der Burenkriegführung lag. Die deutsche Bewegung für die Buren, der sich außer den eingeseffenen Deutschen viele Freiwillige und Offiziere angeschlossen, die zum Kriege herübergekommen waren, zerplitterte sich. Das vorzügliche Geschützmaterial, die bessere Disziplin und die größere Initiative der Deutschen, die, wenn in geschlossener Masse verwendet, viel erreicht hätten, wurden in Einzelgefechten kleiner Truppen unter den tapferen Führern Lorenz, Richard Kunk und anderen nutzlos vergeudet. Leider wurde auch Oberst v. Braun bald gefangen und Graf Villobois-Mareuil fiel bei Boschof, und so zerfiel die Ausländer-Bewegung in sich selbst. Unvergeßlich wird aber den Mitkämpfern der zerstoßene Spionstopp-Maxim des Leutnants Grothaus bleiben und seine Kruppkanone, die beide so viel zu der endlichen Vertreibung der Engländer von diesem Schlüsselpunkt beitrugen. Die Fähigkeit des Kapitäns v. Wichmann, der mit seinen vierzehn Geschützen solange das letzte Bollwerk der Buren in Natal, nämlich der Amajuba-Lainsg-Net festhielt, hätte ein besseres Loos verdient, als ihm zufiel, daß er schließlich die Stellung räumen mußte, weil er durch General Erasmus's Schuld bei Botha's Paß und Alemans-Net umgangen war. Der mehrfach erwähnte General hatte nämlich

am 10. Juni den Isotlet auf dem rechten Flügel mit den braven Swaslanbers fechtenden Christian Botha trotz seines Ansehens nicht unterthut, mit der Begründung, es sei Sonntag und Botha solle sich um seinen Flügel allein kümmern; am folgenden Tage auf die Nachricht von Botha's Niederlage zog Erasmus ohne jedes Gefecht ab, so daß auch die Artillerie zurück mußte.

Vom Rotau.

Im ersten Heft des zweiten Jahrgangs der Zeitschrift „Der ferne Osten“ macht E. Friedrich Angaben über den Rotau. Zunächst erwähnt er, daß bei den Weibern und Perfern die fuhfällige Verehrung Sitte gewesen sei. Den Griechen blieb die Proskynese, wie sie sie nannten, immer in hohem Grade widerwärtig, und dies änderte sich auch nicht, als Alexander der Große sie an seinem Hofe einführte. Sodann sagt Friedrich, der dem französischen Chinalogen Pauthier folgt, es sei durchaus wahrscheinlich, daß die Sitte ihren Weg von Westen nach Osten hin genommen habe und schließlich nach China gekommen sei. Dieser Behauptung liegt aber nur die negative Angabe zu Grunde, es stehe nichts darüber im Confucius. Es ist indessen ebenogut möglich, daß die Chinesen die Proskynese, wie so manches andere, selbst erdacht haben. Als sie dann bei ihnen Wurzel gefaßt hatte, haben sie mit gewohnter Zähigkeit an ihr festgehalten, so lange es irgend möglich war. Mehrere von den stolzen europäischen Mächten, die jetzt mit Geringschätzung auf das alte Reich der Mitte hinabsehen, verstanden sich dazu, hierin den Forderungen der Chinesen nachzugeben, so die Franzosen unter Ludwig dem Heiligen im dreizehnten Jahrhundert, später allerdings nicht wieder, dann im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit besonderer Bereitwilligkeit die Holländer, die dadurch Handelsvorteile zu erlangen hofften, ferner die Portugiesen und auch die Russen. Von dem ersten englischen Gesandten, Lord Matartner, der im Jahre 1793 nach Peking kam, sagen europäische Berichte übereinstimmend, er habe es durchgesetzt, gewöh der Sitte seines eigenen Landes vor dem Sohne des Himmels nur ein Knie beugen zu müssen. Die Chinesen behaupteten aber nachher, er hätte doch den Rotau gemacht. Als Lord Amherst dies 1816 nicht thun wollte, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen. Napoleon erklärte damals auf St. Helena, wenn er einen Gesandten nach China geschickt hätte, so würde er ihm befohlen haben, sich nach der Landesfitt zu richten, falls man es gefordert hätte. Napoleon war in solchen Sachen durchaus Opportunist, wie sein Verhalten in Kagnipen zeigt. Gleichwohl ist es zweifelhaft, ob er bei seiner Auffassung geblieben wäre, wenn er gewußt hätte, daß der Rotau seines Gesandten ihn unbedingt als den Befallen des Kaisers von China hingestellt haben würde. Heute vollzieht kein abendländischer Gesandter den Rotau mehr.

„An der schneenen gelben Elbe.“

Anlässlich der sozialdemokratischen Wahlen in Sachsen hat der „Klabberabatsch“ das folgende Gedichtchen gebracht:

Des Sachsen Trost.

„Mir sein vom besen Feind bedroht, Das ganze Ländchen ist Sie toth! Nur Genen Droft in all der Noth, En ernähnen hat der Badriot:

Die gute, dreie Elbe, Die blieb Se schneene gelbe!“

Von anderer Seite wird dazu geschrieben: Die Leisfarbe der Elbe, die der Klabberabatsch mit dem sozialdemokratischen Noth in heiteren Kontrast bringt, hat schon vor längeren Jahren in fächfischen Volksmunde diderische Verwertung gefunden. Die durch die Ereignisse von 1866 zu besonderer Lebhaftigkeit machgerufenen Gegenätze zeigten unter Anderem „an der schneenen gelben Elbe“ folgendes Sprüchlein:

„Warum ist denn de Elbe, Bei Dräßen wo gelbe? Se tränkt sich u Schande, Weil se muß aus dem Lande, Denn dich hinter Weizen (Zui Spinne!) liegt—Breihen!“

„Gemeibliche“ als dieser Stachelreim, ja vielleicht nicht ohne Reizschmad von Selbstironie war ein damals erschienenen, sogar mit Notizen versehenen Lied, zu dessen Titelblatt der geistvolle Zeikner Herbert König eine charakteristische Figur gezeichnet hatte. Es benannte sich „Ich bin ganz wiehbig uff de Breihen, schneenes Lied fier eine Baediquariffen = Stimme“ und schloß mit folgender Strophe:

„Der liebe Gott im Himmel weiß es, Wenn ich jetzt nur en Breihen seh, Da werd ich wiehbig, eiherrchees, Un möcht'n gleich, herzhemer'danee, An's dieffe Loth der Elve schmeihen Mit meinem biederz Sassenfenn, Weil ich zu sehr uff alle Breihen Un auch uff Breihen wiehbig bin!“

Dieses Gedicht ist sogar noch nach 1870 im Handel gewesen.

Ein Hausmittel.

Madame: „Hier den übriggebliebenen Sauerleig kannt Du Deinem Schah heute vorlesen.“

Köchin: „Meinem Schah?“

Madame: „Ja, Sauerleig ist das beste Mittel, um Missetter zu verreiben.“

Aus den Geheimakten eines mächtigen Bankinstituts.

Wohl jedes Bankinstitut hat mehr oder weniger Krifen zu überwinden, wenn nicht gar Zeiten erster Sorge und Gefahr durchzumachen gehabt. Auch der Bank von England ist es in dieser Beziehung nicht besser ergangen. Als die Hochländer im Jahre 1745 bis Terbh vorgebrungen waren, wurde die Bank von den Leuten überlaufen, die ihre Einlagen zurück haben wollten. Die Straßen der Nachbarschaft waren von einer empörten und erregten Menge angefüllt, und in ganz London erzählt man sich, daß die Bank von England ihre Zahlungen eingestellt habe.

Zwar war die Geschäftslage der Bank eine durchaus geregelte und solide, doch als die Direktoren befürchten mußten, daß die Geldvorräthe in den Schatzgewölben nicht zur Befriedigung aller Forderungen ausreichen würden — denn niemand wollte Papiergeld nehmen — wurde ihre Lage trotzdem besorgniserregend. Die Direktoren zeigten sich aber der Situation gemachf. Sie gaben Befehl, daß alle Ansprüche in Schillingen und Stipencen auszuzahlen seien, und dieser Verlegenheitstiff hatte bald die gewünschte Wirkung. Die durch das Auszahlen großer Summen in kleiner Silbermünze nur sehr langsam mögliche Abfertigung der ängstlichen Gläubigen sowie das unständliche Fortschaffen der schweren Geldsäcke bewirkte eine merkliche Abnahme des Andrangs. Dann erfolgte der Rückzug der Hochländer, und diese Nachricht zusammen mit der öffentlichen Erklärung der Londoner Kaufleute, der zufolge sie sich bereit erklärten, die Noten der Bank von England in Zahlung zu nehmen, wendete die diesem Institut drohende Gefahr des Zusammenbruchs noch einmal ab.

Viele drollige Geschichten erzählt man sich von englischen Provinzialbanken und den andern, welche von den Direktoren zur Erhöhung bzw. Rückgewinnung des Kredits vorgenommen wurden. In einem Falle füllte man eine Anzahl Säcke und Kisten mit Rieselfeinen und verschaf dieselben mit Aufschriften wie „Silber“, „Gold“, „Barren“. Diese fingirten Schätze wurden alsdann bei Nacht und Nebel an die Stadtbrenze gebracht und am nächsten Morgen auf einem offenen Wagen durch die Hauptstraßen wieder nach der Bank geschafft. Das einprundvolle Schauspiel sowie das geschickt vorbereitete Gerücht, daß die Bank von England dem bedrängten Institut zu Hilfe gekommen sei, sollen das besorgte Publikum dann bald wieder beruhigt haben.

Eine andere Bank hatte hinter ihren vergitterten Fenstern und in der Nähe des Kassiers zur Beruhigung der erregten Nerven ängstlicher Depositen in offentlicher Weise offene Säcke aufgestellt, die buchstäblich von Gold überflossen. O heilige Einfalt! Jene Säcke enthielten nichts weiter als Kleintoble, und nur die oberste Schicht bestand aus Goldmünzen.

Seit Gründung der ersten Banken durch die alten Assyrier bis auf die heutige Zeit hat es wohl nie ein zweites Finanzinstitut gegeben, das so oft von Fälschungen, Diebstahl und Unterschlagungen heimgesucht worden ist wie die Bank von England. Sonderbarerweise besanden sich die Noten derselben schon 64 Jahre in Umlauf, ehe es ein Leinenhändler Richard Am. Vaughan im Jahre 1758 zum ersten Male versuchte, solche Schätze nachzumachen. Nicht Noth und Selbstorgen trieben ihn auf die Bahn des Verbrechen, sondern lebiglich das ja leibere auch in der neuesten Zeit so oft zu Tage tretende eitle Verlangen reicher erscheinen zu wollen, als er wirklich war. Zu diesem Zwecke übergab er das gefälschte Papiergeld als Beweis seiner vermeintlichen Wohlhabenheit einer jungen Dame, mit der er verlobt war. Vaughan wurde jedoch von einem seiner Helfershelfer verrathen und mußte das Kapitalverbrechen mit dem Tode büßen.

Aber selbst dem geübtesten Fälscher bürite es schwer fallen, eine gute Nachahmung der Note der Bank von England anzufertigen. Das zu denselben verwandte Papier wird nach einem besonderen Geheimverfahren hergestellt, und beim Ziehen eines solchen Scheines durch die Finger erkennt man leicht, daß derselbe nicht überall gleich stark ist. Auch sind die Wasserzeichen höchst komplizirt, und zum Bedruden der Noten wird eine besondere tief schwarze Farbe verwendet. Dazu kommen noch viele Geheimzeichen, die von Zeit zu Zeit geändert werden.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang es einer Fälschmünzgerbande aus der Papiermühle zu Laverstod, in welcher das Bantnotenpapier unter Beobachtung jeder nur denkbaren Vorsichtsmaßregel abgerizt wird, eine größere Menge von diesem zu entwerfen. Glücklicherweise hatte es aber noch nicht den letzten Prozeß des Lassrens durchgemacht. Da der Diebstahl alsbald entdeckt wurde, konnte ein Ripuliren der aus dem geflohenen Papier gefertigten, sonst gut gelungenen Fälschate unter Himmels auf den matten Glanz derselben verhinbert werden.

Einer der gefährlichsten Fälscher, mit denen die Bank von England je zu thun gehabt, ist Charles Price. Er war ein herborragender Graveur, und als Meister der Verkleidungskunst ge-

lang es ihm, sein verbrecherisches Treiben lange Zeit ungehindert fortzusetzen. Schließlich erlitt ihn jedoch das Geschick, als er seiner Gewohnheit gemäß bei seinen kleinen Einkäufen eine gefälschte Note einzuwechseln versuchte. Price, der sich als ein alter Zuchthäuser entpuppte, beging in seiner Zelle Selbstmord.

Noch in vielen anderen Fällen wurde die Bank in ähnlicher Weise um große Summen geschädigt. Wie auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, so hat auch beim Bankwesen die Entwicklung der realen Wissenschaften, und zwar hier besonders die der Chemie, gute Früchte gezeitigt. Und so sind wir gottlob dahin gekommen, daß es heutigen Tages wohl nahezu für ausgeschlossen gilt, daß ein Bankfälscher wenigstens nicht durch gefälschte Kassenheine seines eigenen Landes noch getäuscht werden könnte.

Gut gegeben.

Der mürrische Junggeselle: „Ich kann es absolut nicht begreifen oder billigen, daß man Kinder zu Ausflügen per Bahn oder in große Hotels mitnimmt.“

Die jätliche Mutter: „Genau so denke ich auch. Man trifft da zu viel gemüthsrohes Bolt und sieht da soviel Egoismus an solchen Plähen, daß man als Frau und Mutter froh ist, wenn man seine kleinen Lieblinge nicht mit sich hat, die gar zu leicht solch häßliche Charaktereigenschaften sich angewöhnen könnten.“

Wuß der Asanen-Jagd.

Von allen Seiten knallt es lustig und die Bögel purzeln nur so; nur der Herr Affessor hat schieflich Bed, er trifft nicht. Möglichst erspäht er einen Vogel schnellen Laufs dahineilen und schon hat er die Büchse schußbereit an die Wange geriffen. „Aber Herr Affessor werden doch nicht auf einen laufenden Vogel schießen,“ warnte der Förster. „Ach nein, mein Lieber, ich warte ja nur, bis das Vieft stillsteht!“

Keine Bange.

Sie: „Himmel, Ihr verschlängt ja meinen ganzen Pie! Was soll denn da für Sonntag übrig bleiben?“

Er (an Dyspepsie leidend): „O, das Stückchen, das ich gegessen, wird schon noch bis dahin vorhalten.“

Sonderbare Anschauung.

Frau X.: „Diese Frau Blauheim ist eine sehr ordinäre Frau.“

Frau Y.: „Warum denn?“

Frau X.: „Sie spricht niemals!“

Gemingschicht.

Er: „Wie geht's Jönen, Frau West? Ich habe Sie schon lange nicht besucht, denn meine Geschäfte nahmen mich so in Anspruch, daß mir ein Besuch absolut unmöglich war.“

Sie: „Freut mich, dies zu hören, Herr Erdapp, hoffentlich gehen Ihre Geschäfte auch künftighin so gut.“

Der hohle Klang.

„Denke Dir das Bed, gestern Abend war ich doch zu meinen zukünftigen Schwiegereltern geladen; beim Eintritt in den Salon kommt mir der Diener entgegen, und ich stoße mit dem Kopfe vor dessen hochgehaltenes Präsentierbrett.“

„Na, hoffentlich hat es weiter seiner gehört?“

Sommersprossen.

Man: „Man hat mir gesagt, Doktor, daß durch Essen von Gurken die Sommersprossen verschwinden.“

Doktor: „Unter einer Bedingung ja.“

Man: „Und die ist?“

Doktor: „Daß sich die Sommersprossen an den Gurken befinden.“

Zu dunkel.

Mutter: „Im Speiseshrant lagen zwei Kessel, Tommy. Jetzt ist nur mehr einer drin. Wie kommt das?“

Tommy (welcher keinen Ausweg sieht): „Mama, es war so dunkel im Schrant, daß ich den anderen nicht bemerten konnte.“

Selbstverständlich.

„Denken Sie, was mir passiert ist. Da komme ich in ein Wirtshaus, das übervoll von Gästen ist und suche einen Platz. Auf einmal höre ich, wie Jemand schreit: Hinaus mit dem Lumpen!“

„Nun, und was haben Sie gethan?“

„Was? Weggegangen bin ich!“

Kinder-Losig.

Mama: „Du, Arthur, aus dem, was Du da geschrieben hast, kann kein vernünftiger Mensch klug werden.“

Söhnchen: „Nun, Mama, das ist ja auch gar nicht nötig; wozu braucht denn ein Vernünftiger noch klug zu werden?“

Wemna.

Student: „Wenn ich jetzt nach Hause gehe und meine vier Krüge Bier heute nicht trinke, kann ich nicht schlafen, wenn ich in's Wirtshaus gehe und sie trinke, kann ich auch nicht schlafen, da es bis dahin Morgen wird. Zu dumm!“

Neue Rechnung.

„Wie schnell können Sie mit Ihrem Automobil fahren?“

„D, dreimal so schnell als es das Gesetz erlaubt.“

Betrachtungen eines Schiffsjungen.

„Da schrecklichste Ende, das ein Kapitän nehmen kann, ist das Tauende!“